

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919**

7.9.1919 (No. 36)

# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 36

Karlsruhe, Sonntag, 7. September

1919

Inhalt: Das Theater im neuen Deutschland. Von Dr. Ernst Leopold Stahl (Heidelberg). — Die Freireligiösen. III. Von Alb. Sexauer (Karlsruhe). — Ernst Saedel. Von Dr. Richard Nabner, Gaaenau.

## Das Theater im neuen Deutschland.

Von Dr. Ernst Leopold Stahl (Heidelberg).

I.

Durch die deutsche Revolution vom November 1918 ist auch das deutsche Theater, das in seiner ganzen Geschichte kaum einen Moment einer sprunghaften Entwicklung bisher gekannt hatte, mit unerhörter Plötzlichkeit vor neue Tatsachen gestellt worden. Organisatorische, künstlerische, wirtschaftliche Zukunftswünsche und -hoffnungen radikal-fortschrittlicher Theaterpolitiker scheinen sich fast im Handumdrehen erfüllen zu sollen. Gedanken, deren Durchsetzung unter normalen Umständen, in einem siegreichen oder wenigstens vor dem Zusammenbruch bewahrten Deutschland, Generationen gedauert hätte, sehen wir heute Wirklichkeit werden oder gar schon geworden. Vor allem um drei einschneidende Veränderungen handelt es sich: das Aufheben der Hoftheater, die Beseitigung der Theaterzensur, die Selbstverwaltung des Theaters durch die Künstlerchaft.

Zugleich mit der Existenz regierender Fürsten haben selbstverständlich auch die Hoftheater als solche zu existieren aufgehört, die das fürstentümliche Deutschland als einziges Land der Welt in beträchtlicher Zahl — rund 20 — besaß. Damit verschwindet eine Betriebsform des Theaters, die, eine Schöpfung des Absolutismus, als solche zweifellos überlebt und zudem längst eine Zwitterbildung geworden war. Den repräsentativen Zwecken haben die Hofbühnen in den deutschen Residenzen nur noch in verschwindend seltenen Fällen gedient, während sie ihrem Hauptzweck nach schon seit Generationen nicht viel anderes als eine Abart der Stadttheater geworden waren. Der Hof, der ursprünglich das „Volk“ nur als Gaffer geduldet hatte, hatte sich längst auf seine paar Logen zurückgezogen und im übrigen das aus Mitteln der Zwillinge des Landesfürsten erhaltene Theater dem Bürger in zu überlassen, zu dessen Genuß und Bildung es in erster Linie diente. Und tatsächlich ist in dieser Eigenschaft das deutsche Hoftheater auch in unserer Zeit noch — nehmt alles nur in allem — ein wahrlich nicht zu unterschätzender Kulturfaktor gewesen. Man hat natürlich mit vollem Recht gespottet über die sinnlose Übertragung der Verwaltungstechnik anderer Hofämter auf den Apparat dieser Theater, über die Verwendung eines lächerlich großen Personals, besonders in den Büros, über die groteske Übertragung militärischer Gepflogenheiten auf dieses zivile und künstlerische Institut (ich erlebte acht Wochen vor Ausbruch der Revolution noch den An- und Abmarsch der Kunsttänze nach der Rangordnung bei der Generalprobe in einem der größten deutschen Hoftheater), man hat mit gutem Grund scharfe Worte gehabt für die auch im demokratisierten Deutschland nach siebzig an den meisten Hofbühnen unausrottbar anstehende Besetzung der Intendantenposten durch (müßig)leittende Kammerjunker und Offiziere (das badische Leibdragonerregiment war ein solches Intendantenreservoir, das man in Karlsruhe für die eigene Hofbühne allerdings nie in Anspruch nahm!), man hat peinliche Erfahrungen machen müssen mit der Abhängigkeit einer kunstbedürftigen Gesamtheit vom Geschick oder Ungeschick ihres Landesfürsten oder seiner Familie und Umgebung. Und trotz alledem läßt sich sagen, daß das deutsche Hoftheater große Verdienste hatte: vielleicht die wenigsten in Berlin, wo besonders das Kgl. Schauspielhaus sich die Initiative längst von Privatbühnen hatte entwinden und jahrelang zum Komtesse- und Geschäftstheater hatte degradieren lassen, die meisten wohl in den kleineren Residenzen, die auf andere Weise im 19. Jahrhundert niemals zu einem künstlerischen Theater gekommen wären. Man braucht nicht einmal an eine der unwirksamsten Leistungen der ganzen Hoftheatergeschichte, an die Reform der Meininger, die von einer Dorfresidenz mit 10 000 Einwohnern aus in die Welt ging, zu denken, — deswegen nicht, weil sie eine Anormität bedeutet. Aber wenn z. B. kleine deutsche Städte wie Dessau, Detmold, Koburg, Gotha ein musikalisch gut geschultes und literarisch immerhin nicht gänzlich unvorberichtetes Publikum aufweisen, wie gewiß kaum eine einzige Nichtresidenzstadt gleicher Größe, so danken sie das wiederum nahezu ausschließlich ihren Hoftheatern, auch ohne daß diese irgendwie Leistungen von besonderer Vollkommenheit vollbracht hätten. Und in einigen größeren Residenzen sind durch die (gelegentlich auch aus der Privatkapitulle zuziehende) finanzielle Freigebigkeit und durch das eigene „Desinteressent“ der persönlich Kunstlingen unorientiert und ohne inneren Anteil ge-

genüberstehenden Landesfürsten geradezu künstlerische Musteranstalten entstanden. So sind die beiden Hofbühnen des Königs von Sachsen, dem wohl nur eine ausgemachte Hofschranze das Prädikat „künstlerisch“ hätte anhängen können, schlechterdings die zwei besten deutschen Theater geworden: üppig subventioniert vom Landesfürsten (angeblich mit mehr als 1 1/2 Millionen Mark jährlich) und planvoll geleitet von einem gänzlich „ungelernten“ Kavallerieoffizier a. D., der eine rühmliche Ausnahme von der unerfreulichen Regel bildete.

Es macht einen kläglichen Eindruck, wenn man liest, daß der derzeitige stellvertretende Leiter der in der Oper durchaus leistungsfähigen und im Schauspiel wenigstens im Spielplan immer mit der Zeit gehenden beiden Hofbühnen in Stuttgart die Summe für das dort jährlich sich ergebende Defizit, das halb so hoch wie das Dresdener ist (etwa 700 000 Mark), in Württemberg in Zukunft aus freiwilligen Spenden zusammenbitteln will. Das ist wahrlich der ungeeignetste Weg, um vom Hoftheater zum Landesstheater zu kommen, zu dem von der Allgemeinheit für die Allgemeinheit zu schaffenden „Staatstheater“, das Schiller in seiner Rede „Die Schaubühne als moralische Anstalt“ schon gefordert hat. „Die Schaubühne“ — heißt es da — „ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden besseren Teil des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet.“ Eduard Devrient hatte dann in der nach der Revolution von 1848 erschienenen Schrift „Das Nationaltheater des neuen Deutschland“ wieder mit Nachdruck die Verpflichtung für den Staat hervorgehoben, sich des Theaters anzunehmen und es vom bloßen Erwerbe unabhängig zu machen. Und ebenfalls in einer Revolutionschrift („Die Kunst und die Revolution“) und vorher schon im Entwurf der Organisation eines Nationaltheaters kam Richard Wagner zu ähnlichen Schlüssen: „Die höhere geistige Mittätigkeit der Nation mußte von einem Institut ausgeschlossen bleiben, dessen verwaltende Behörde eine der Nation unverantwortliche war. Der Intendant war nur dem Fürsten verantwortlich.“

II.

Das Theater des Fürsten wird in Erfüllung von Wagners Wunsch im künftigen Deutschland also durch das Theater der Nation, etwas bescheidener ausgedrückt: des Volkes ersetzt werden. Und es wird dafür Sorge zu tragen sein, daß es auch wirklich ein Volkstheater werde, daß es der kulturwirkenden Vorzüge der bisherigen Hofbühnen nicht verlustig gehe und neue dazu gewinne. Nicht mehr ein Theater, das durch die Auswahl seines Repertoires oder seine Eintrittspreispolitik überwiegend die Intressen bestimmter Oberschichten vertritt, — wie so viele Hof- und leider auch Stadttheater bisher —, wird dieses „Landestheater“ in Zukunft sein dürfen, an dessen Erhaltung ja das ganze Land partizipieren wird. Daß es seinen Verpflichtungen nicht genügen wird, wenn ein solches Theater nach früherer Art in hochmittler Abgeschlossenheit sich in der Landeshauptstadt selbst betätigt, liegt auf der Hand. Die Gegenleistungen, die dem Lande zu bieten sein werden, werden weitgehender Art sein und vor allem wohl in Gastreisen der Gesamttruppe oder von Einzelgruppen, d. h. in einer systematischen künstlerischen Mitversorgung der kleineren theaterlosen Städte bestehen müssen. Näher auf diese Fragen einzugehen, muß ich mir diesmal versagen. Sie bedürfen einer besonderen Behandlung. (Das ist u. a. in einem Aufsatz „Das deutsche Staatstheater“ geschehen, den ich in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlichte.) Was bis jetzt mit der Verwandlung der Hof- in Landestheater geschah, ist natürlich eine durchaus vorläufige Maßnahme. Denn das endgültige Schicksal der früheren Hoftheater wird erst der Landtag der einzelnen Staaten entscheiden können. Eine uniforme Lösung der Frage der Umwandlung der Hoftheater steht nicht zu erwarten. Glücklicherweise, denn die Verhältnisse liegen in den einzelnen Städten durchaus verschieden.

Von ungeheurer Wichtigkeit ist selbstredend die Frage, wer an die Spitze dieser Landestheater-Organisation zu stellen sein wird, die unter bestimmten Verhältnissen als Betriebsform eine Kombination aus bisherigen Stadt- und Städtebundtheater darstellen dürfte. Wer nicht an die Spitze gehört, steht hoffentlich endgültig fest: der Nichtfachmann. Denn keine Kunstausübung ist jahrzehntelang so gründlich durch Eingriffe unbefugter Außenleiter gehemmt gewesen als die des Theaters. An einigen der derzeitigen provisorischen Landestheater sind die bisherigen Oberregisseure (des Schauspiels), an anderen sogenannte Künstlerräte, d. h. eine Reihe koordinierter Vertrauensleute des Theaterpersonals mit der Ausübung der Leitung betraut worden. Wenn diese letztere Form der Theaterverwaltung sich anders als

In vereinzelten Ausnahmefällen gewähren sollte, dann wird man glauben dürfen, daß die Revolution einen neuen Menschen im Theater geboren hat. Die bisherigen Erfahrungen mit Künstlergesellschaften (Deutsches Schauspielhaus Hamburg, Deutsches Künstlertheater Berlin usw.), die auf einem ähnlichen Paritätsgedanken beruhen, sprechen ebenso dagegen wie jede psychologische Erwägung. Denn fast das, was eine der wertvollsten Eigenschaften des Künstlermenschen ist — sein Eingebensein an den Augenblick, seine „Stimmung“, die nicht einfach mit „Laune“ zu übersehen ist — just das macht ihn, den zudem immer persönlich Interessierten, zum Führeramt ungeeignet. Anders liegen die Dinge schon, wo künstlerische Vorstände, deren Berufsaufgaben sich weniger schneiden denn ergänzen (Opern- und Schauspielleiter, Kapellmeister und Regisseur, Dramaturg — Regisseur — Maler usw.) gemeinsam die Führung übernehmen, ähnlich den bisher schon nicht seltenen Fällen der Doppeldirektion. Aber auch jene Parallel-Leiter werden in der Regel eines einzelnen Zentralkleiters nicht entraten können. — Unter allen Umständen zu begrüßen ist die Schaffung von Vertrauensmännern: eines oder mehrerer aus dem Künstlerkreis gewählter Mitglieder, die in ständigen Fragen zwischen Direktion und „Arbeitsnehmern“ vermitteln. Die Zuwahl eines solchen Vertrauensmanns in die städtischen Theaterkommissionen würde für beide Teil im allgemeinen nur von Vorteil sein können.

Einzelfragen, die in manchen Künstlerkreisen bisher aufgetaucht sind, sollen hier nicht weiter erörtert werden. Daß aber in einem verarmten Deutschland, dessen Theateraufwand wohl geringer als bisher wird werden müssen, Forderungen wie der Achtstundentag des Theaterpersonals, Mindestlöhne des Orchesterpersonals von 6000 Mk., zweitägige völlige Arbeitsruhe auf je 10 bis 14 Tage usw. usw., die da oder dort verlangt wurden, Aussicht auf Erfüllung haben, scheint mir schlechterdings unmöglich, wenn gleichzeitig die Kardinalforderung eines sozial-republikanischen Volkstheaters verwirklicht werden soll: Ermäßigung der Eintrittspreise derart, daß nicht weite Bevölkerungsschichten auch in Zukunft aus finanziellen Gründen vom Theaterbesuch wie bisher im Klassenstaat, ausgeschlossen bleiben müssen. Ein Beharren auf extremen finanziellen Forderungen würde aller Wahrscheinlichkeit nach eine Einschränkung des Betriebes in manchen großen städtischen (bzw. bisherigen Hof-)Theatern zur Folge haben müssen: in Theatern, wo bisher in einem Haus mit doppeltem Personal gespielt wurde, sogar unter Umständen einen völligen Verzicht auf die Oper.

Eine Zusammenlegung der Betriebe, der ich schon lange vor dem Zusammenbruch das Wort redete, wird besonders in kleineren Städten (z. B. auch bei einigen der mitteldeutschen Hoftheater) unvermeidlich werden und sich auch ohne beträchtliche Benachteiligung des Publikums durchführen lassen. Das heißt: zwei benachbarte Städte schließen sich zu einem gemeinsamen Theaterbetrieb derart zusammen, daß die eine nur ein Opern-, die andere nur ein Schauspielensemble engagiert und diese gegenseitig austauscht. Städte, die durch Straßenbahnen oder Lokalzugverkehr miteinander verbunden sind, werden relativ leicht bei beiderseitiger Zurückstellung lokaler Sonderwünsche zu einem günstigen Resultat kommen. Der Niederrhein mit seinem dichten Bahnnetz ist hierfür besonders geeignet. Düsseldorf-Duisburg kennt längst ein ähnliches Verhältnis (nur das unzureichend gemäßigtere bisher das erstere einseitig liefernde, das letztere einseitig empfangende Teil ist.) Barmen-Elberfeld werden vom Sommer 1919 ab gleichfalls einer Leitung unterstehen. Auch für weiter entfernte Städte wie Freiburg i. Br. und Baden-Baden ist ein ähnlicher Gedanke schon aufgetaucht. In den Kleinstädten bildet die Spezialisierung auf ein Gebiet (Oper oder Schauspiel) für die Hebung des künstlerischen Niveaus der Theater geradezu die unerläßliche Voraussetzung.

Versuche der Sozialisierung der Theaterbetriebe in radikalem Sinne sind bisher wohl nur ganz vereinzelt und vorübergehend erfolgt. Ich weiß nur von einem Falle, wo — an einem bisherigen Hoftheater — eine Einheitsgasse (von 7000 Mk.) auf Anordnung des A- und S-Rates hatte eingeführt werden sollen. Eine derartige Maßnahme lehnt für das Theater auch Max Epstein, der bekannte Theaterpolitiker, ab, der im übrigen (in einem Aufsatz der „Weltbühne“) die Möglichkeit der Vergesellschaftung des Theaters, — eines rein genossenschaftlichen Betriebes, in dem alle Teile von der Stärke ihrer Leistungen abhängen, von festen Entlohnungen hingegen keine Rede mehr sein kann, — bejaht hat.

Von der Aufhebung der Zensur soll ein anderes Mal die Rede sein. Sie ist durch einen feierlichen Erlass der Reichsregierung erfolgt. Aber auch hier tauchen neue Probleme auf, die sachlicher Erörterungen bedürfen.

## Die Freireligiösen.

(Geschichtlich und grundsätzlich betrachtet.)

Von Albert Seznauer (Karlsruhe).

III.

Wir haben die Geschichte des Freigemeindetums verfolgt von den ersten Schritten an, die es, in Gegenwirkung gegen den Zwang und die innere Unwahrscheinlichkeit konfessioneller Gläubigkeit, aus der Gebundenheit der Kirchen heraus getan hatte, durch eine Epoche schwerster Verfolgungen und Hemmungen, bis zu

dem Zeitpunkt, wo die Gelegenheit zu freien, entscheidenden Entschlüssen endlich gegeben war, aber aus übertriebenem Stolz auf eine vermeintliche Freiheit nicht genützt wurde: gelegentlich der Gründung des Bundes freireligiöser Gemeinden im Jahre 1850. Wir sahen die Furcht vor dem Dogma den da und dort laut werdenden Willen zur Formulierung eines Bekenntnisses lahm legen, und selbst den Beschlüssen der Bundesversammlung von vornherein jede Bedeutung nehmen dadurch, daß man sie als bloße Ratsschlüsse für die Bundesgemeinden bezeichnete.

Nun war ja freilich die übergroße Eifersucht, womit man auf die Wahrung einer scheinbaren Freiheit bedacht war, nicht unbegreiflich. Noch lagen die Zeiten, da man schwer unter dem Druck der kirchlichen Dogmen geklitten hatte, allzunah, und die Gefahr, der man eben entronnen, stellte sich den noch lebhaft erregten Gemeinern so groß dar, daß man unter allen Umständen eine Entwicklung zu ähnlichen Verhältnissen verhindern wollte. Noch heute wirkt es ja bei Erörterungen der Bekenntnisfrage in freireligiösen Kreisen auf viele Beteiligten wie das rote Tuch auf den Stier, wenn die Bemerkung fällt: es dürfe nur ja kein Dogma geschaffen werden! Auf der andern Seite war es einfach ein Zeitübel, das sich in dieser ängstlichen Freiheitsliebe ankündigte, ein Uebel, an dem wir auch heute wieder leiden, und das man als eine Art demokratischer Kinderkrankheit bezeichnen möchte: die allzuhohe Einschätzung der Zahl, der Mehrheit, und die Scheu, oder gar die Unmöglichkeit, etwas zu erstreben, wofür nicht der ausgesprochene Wille der Mehrheit stand. Als ob Mehrheit jemals etwas aus eigener Kraft gewesen wäre und geschaffen hätte! Gegen diese Krankheit gibt es nur ein einziges Heilmittel: überragende Persönlichkeiten, die einfach die Mehrheit in ihren Willen bannen und so die erwünschte Synthese von Vernunft und Macht herstellen. Aber daran fehlte es, wie wir sahen, damals in Deutschland so sehr wie heute. Was dabei herauskommt, ist heute dasselbe wie vor 60 Jahren: die Menschen, die unter starker Führung eine fruchtbare Mehrheit bilden könnten und sollten, schwanken von einem Programm, von einer Partei zur andern und steigern sich allmählich in eine Hilf- und Ratlosigkeit hinein, aus der es schließlich nur zwei Auswege gibt: in schärfste Rückwärtserei, oder zum vollkommenen Radikalismus. Und davon ist eines so unerfreulich wie das andere; denn in beiden Fällen kommt der Geist natürlicher, organischer Entwicklung unbedingt stark zu Schaden. Dafür ist die Geschichte der freireligiösen Bewegung nach 1850 ein Schulbeispiel.

Der Führer fehlte, der die Macht gehabt hätte, den blinden Freiheitsdrang der Menge unzubiegen in freie Unterordnung unter ein gemeinsames großes Ziel. Auch von einer großen Gefahr, die die auseinanderstrebenden Geister wenigstens zur Abwehr in eine Einheitsfront zusammengewungen hätte, konnte nicht mehr die Rede sein, nachdem die eigentliche Reaktionszeit mit dem Regierungsantritt König Wilhelms des Ersten zu Ende gegangen war. So kam es denn, daß der so zähe festgehaltene Grundsatz der „freien Selbstbestimmung“ alsbald zur vollkommenen Zersplitterung führte, daß die freien Gemeinden im Lauf der nächsten Jahrzehnte der Zummelpfad aller Modemeinungen wurden, wie sie — besonders von der eben zu höchster Blüte gelangenden Naturwissenschaft — auf den Markt geworfen wurden. Ein paar Daten mögen andeuten, was im Einzelnen nachzuweisen der Raum hier nicht gestattet. Im Jahr 1855 erschien Büchners „Kraft und Stoff“; im Jahr 1859 Darwins „Entstehung der Arten“; 1868 Haedels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“; 1871 Darwins „Abstammung des Menschen“; 1872 D. F. Straußens „Alter und neuer Glaube“. Wer in der Weltgeschichte des vorigen Jahrhunderts nur einigermaßen Bescheid weiß, kennt die sehr starken Wirkungen, die von diesen Büchern ausgingen. Daß sie ganz besonders stark auftraten in den Kreisen der freien Gemeinden, kann nicht Wunder nehmen. Das Bewußtsein, gegen die gleichen Gegner im Kampfe zu stehen, weckte hier ein Gefühl natürlicher Bundesgenossenschaft, von der man um so bereitwilliger Gebrauch machte, als man eben doch den Mangel an führenden Ideen schmerzlich genug als Schwäche empfand.

Je nachdrücklicher nun aber die einzelnen Gemeinden, unter dem oft recht zufälligen Einfluß ihrer augenblicklichen Führer, sich dieser oder jener Richtung verschrieben, je mehr gingen, bei der großen Zahl und Verschiedenheit der Theorien und Philosophien, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einander ablösten und bekämpften, ihre Wege auseinander. Während die einen von Anfang an stehen geblieben waren auf dem Standpunkt eines mächtig liberalen Christentums, endeten die andern, unter schärfster Abjage an alles, was Religion hieß oder nur danach ausjah, in vollkommenem Atheismus und naturalistischem Materialismus. Wagten jene in zu enger Auffassung des Religiösen sich zu wenig weit hinweg von dem sichern Ufer ausprägen, anerkannter Bekenntnisformen, so verzerrten diese das Bild der Freiheit zur Frage: zu einer durch die Forderungen plattesten Verstandes mehr gereizten als geleiteten persönlichen Willkür, die, ausgehend von der Verherrlichung der natürlichen Triebe, in dem „Ideal“ arbeitsmäßigen Glückes für die größtmögliche Menge gipfelte. So stand es an den zwei äußeren Polen: kaum ein Hauch von Freiheit dort, — und hier keine Spur von Religion. Dazwischen lagen unzählige Halb- und Plathheiten, alle einander lebhaft widersprechend und bekämpfend, so daß von einer halbwegs einheitlichen freireligiösen Bewegung bald kaum mehr gesprochen werden konnte. Und um die Verwirrung aufs Höchste zu steigern, begannen auch noch alle möglichen Freidenker- und Monistenvereine und wie sie sich heißen

mochten ihre kirchenfeindlichen Bestrebungen als religiöse Angelegenheiten auszugeben, und ja wohl auch — völlig guten Glaubens — dafür zu halten, so daß in der urteilslosen Menge der Aberglaube entstehen konnte, der bloße Austritt aus einer Kirchengemeinschaft oder die Zugehörigkeit zu einem Monistenklub habe irgendwie etwas mit Religion zu tun.

Durch diese Wendung hauptsächlich erhielt das Wort „freireligiös“ mit der Zeit den verhängnisvollen Beigeschmack des „frei von Religion“, besonders in der Meinung der Außenstehenden, denen als häufigste und lauteste Neußerung angeblich freireligiöser Gesinnung die mehr oder weniger schroffe, oft genug absichtlich verkehrende, Ablehnung alles Kirchlichen nicht nur, sondern alles Religiösen überhaupt, entgegentrat. Aber auch die Auffassung vieler sogenannter Freireligiösen selbst war es, als sei mit solcher einseitiger Ablehnung das tiefste Problem unserer — wie jeder Zeit abgetan. Anstatt den Quellen wahrer Religiosität nachzuspüren und aus ihnen Klarheit und letzte Gewißheit zu schöpfen, begnügte man sich mit einem Trank, den sich jeder nach seinem Geschmack aus populärer Wissenschaft, Scheinphilosophie und den Vinsenwahrheiten des sogenannten gesunden Menschenverstandes zusammenbraute, und dünkte sich dabei Gott weiß wie erhaben über alles Kirchen- und Pfaffenstum, ohne zu spüren, wie sehr nahe verwandt man ihm war kraft eigener, oft genug bewiesener, kleinlicher, fanatischer Unduldsamkeit. Was genügt — und genügt unter Umständen heute noch! — nicht alles, um einen Freireligiösen dieses Schlags in Wallung zu bringen! Der Gebrauch des Wortes Gott; die Erwähnung Christi; Zitate aus der Bibel; ja der bloße Klang von Harmonium oder gar Orgel. Wie kleinlich, wie unfrei berührt das! Und zu welchen lässlichen Ergebnissen müssen Jugendunterricht und sonntägliche Erbauung kommen, wenn die Lehrer und Sprecher, entweder weil sie diesen ganz unfruchtbaren, bloß negierenden Standpunkt teilen, oder weil sie um alles in der Welt die Mißstimmung und Kritik der Unentwegten nicht herausfordern möchten, alle diese und ähnliche Steine des Anstoßes sorglich umgehen! Da sind wirklich die Zurückhaltung und das Mißtrauen, womit weiteste Kreise der freireligiösen Sache gegenüberstanden und noch stehen, recht wohl begreiflich; ganz abgesehen von den Fällen, wo ein ganz besonders krasser und brutal zum Ausdruck kommender Naturalismus die offene Mißbilligung der Einsichtigen auch auf freireligiöser Seite verdiente und fand. Dem gegenüber kamen Ausnahmen, wo der Versuch einer wahrhaft freien religiösen Wirksamkeit ehrlich und ernsthaft gemacht wurde, nicht zur Geltung; sie waren zu sehr in der Minderheit. Der naturalistische Geist der Epoche wollte und mußte sich austoben, auch auf diesem Gebiet, wo er doch eigentlich herzlich wenig zu suchen hatte.

Heute nun bereitet sich in allen diesen Dingen ein gründlicher Umschwung vor. Die gewaltige Krankheitserscheinung, die als Krieg und Revolution die Welt erschütterte und wohl noch ein paar Jahre lang in Atem halten wird, bedeutet den vollständigen Zusammenbruch einer Weltanschauung und eines Glaubens: der europäisch-christlichen in ihrer bisherigen Form. Aus die Verfall, der ganz naturgemäß alle unsere Lebensverhältnisse insanken bringt, rettet uns nur eines hinüber auf ein sicheres Ufer: Erneuerung und Vertiefung unserer inneren Einstellung zu Welt und Leben, mit einem Wort: religiöse Wiedergeburt. Die kann und wird uns aber niemals aus dem Schoß der bisherigen christlichen Kirchen erwachsen; die kann und wird uns allein aus einer neuen, freien Religiosität entspringen. Die Kirchen haben versagt, und das in doppeltem Sinne: zu schwach zu positiver Führung der ihnen anvertrauten Seelen zum Guten, haben sie sich erst recht ohnmächtig erwiesen gegenüber den erst kirchen- und schließlich religionsfeindlichen Tendenzen, die sie durch ihren Zwang und ihre innere Unwahrhaftigkeit doch selber herausgesfordert hatten. Ehrliche Bekenner, selbst Priester aller Konfessionen geben das zu. Deshalb tut es not, zurückzugehen zu den Quellen, aus denen je und je das religiöse Leben der Menschen entspringt.

Auf dem Weg dahin aber können uns die Freireligiösen wertvolle Führerdienste leisten. Nicht die extremen Schreier und Allesleugner freilich; nicht die, die sich für freireligiös halten, wenn sie auf Kirchen und Pfaffen schelten, und die dadurch nur beweisen, daß sie weder frei noch religiös sind; sondern diejenigen, die mit der ehrlichen Achtung vor den geschichtlichen Werten der christlichen Bekenntniskirchen das unbestechliche Gefühl und die feste Überzeugung verbinden, daß diese Werte ihre Geltung längst eingebüßt haben, daß ihre künstliche oder gar gewaltsame Aufrechterhaltung nur Lüge und Dab zungen kann, und daß sie also durch höhere, reinere, freiere Formen des Glaubens ersetzt werden müssen. Die Arbeit ist da wieder aufzunehmen, wo sie vor 60 Jahren in Halbheit und Unklarheit stehen blieb; oder — weiter zurück —: da, wo Luther, nach ersten, hoffnungsvollen Anfängen, aus politischem Zwang aus dem glühenden Führer deutscher Seelen umschlug in den notgedrungen einseitigen Organist einer zweiten Kirche. Dazu ist es aber vor allem nötig, daß in freireligiösen Kreisen selber endlich größere Klarheit und Einheit über das Ziel zum Durchbruch komme. Alles nur Vereinende muß mit wachsender Entschlossenheit zurückgewiesen werden. Mögen die ganz und gar auf Naturwissenschaft eingetragenen Kreise Befriedigung und konsequente Vertretung in Freidenker- und Monistenbünden suchen und finden; der freireligiösen Bewegung den Charakter des Naturalistisch-Materialistischen aufzuprägen sollen sie künstlich kein Recht und keine Gelegenheit mehr haben. Auch der von mancher Seite immer wieder in den Vordergrund geschobene Kampf gegen die Gestalt

Christi muß zum Schweigen kommen. Die Person, die geschichtliche Erscheinung Jesu ablehnen darf nicht zugleich bedeuten: den tiefen religiösen Gehalt der Erscheinung Christi überhaupt als eines ewig gültigen höchsten Symbols bestreiten. Im Gegenteil: gerade hier ist die Brücke zu schlagen, die den vom Kirchentum Unbefriedigten — und ihrer sind Millionen! — den Weg über den trüben Strom des Zweifels und der Verneinung hinüber in religiöses Neuland erleichtert und kürzt. Es ist doch ohne Zweifel eine starke Verkennung dessen, was not tut, wenn man die Christusgestalt, diese tiefste und wahrste Verkörperung religiöser Sehnsucht — nach dem Voltaireschen Rezept: *érasez l'infame!* — ablehnt und am liebsten aus der Welt schaffen möchte, und uns dafür Ersatz bieten will im germanischen Mythos, der feinerem Empfinden durch die Pappdeckel- und Perückenwelt Richard Wagners zudem fast unheilbar entfremdet, um nicht zu sagen vererbt worden ist. Das Christentum ausschalten zu wollen bei der Gestaltung des religiösen Lebens der Zukunft, das kommt mir vor, wie wenn man den krönenden Giebel eines Gebäudes errichten wollte ohne jede Rücksicht auf die bereits stehenden Mauern und Säulen. Ruhen doch auch diese wieder auf Grundlagen, die eine ganz andere, noch weiter zurück liegende Zeit gewölbt hat, und die sich doch auch als brauchbar und tragfähig erwiesen haben. Organische Entwicklung, nicht spielerischer Eklektizismus, darauf kommt es an.

Und darin berührt sich das Problem der Freireligiösen auch äußerlich mit dem augenblicklich brennendsten Problem der Zeit überhaupt. Überall ist ein großes Geschrei von Neuschöpfung auf allen Gebieten. Aber nirgends scheint man sich der Lannenhaftigkeit und Willkürlichkeit der Programme bewußt zu sein, nach denen gearbeitet werden soll. Den Standpunkt, daß auf dem Gewesenen aufgebaut werden müsse, wenn etwas Dauerndes zustande kommen soll, findet man sehr selten und schwächern vertreten, und der Hinweis darauf, daß vergangene Epochen vielfach erheblich brauchbarere und geistig bedeutendere Grundlagen einer Neugestaltung schon geschaffen haben, als sie uns heute angepriesen werden, ist nicht sehr beliebt. Und doch hängt alles davon ab, daß wir unsern Zukunftswillen Ausdruck unseres eigenen innersten Wesens sein lassen, nicht Nachbetung irgend eines verstandesmäßig ausgeklügelten Programms; dazu aber ist Zusammenhang mit dem Besten, was deutsches Wesen je und je geschaffen hat, sehr viel nötiger, als man heute allgemein geneigt ist, zuzugeben.

Gelingt es den Freireligiösen ein Beispiel zu geben solchen organischen Aufbaues neuen Lebens auf gegebenen Grundlagen, so werden sie damit nicht nur den Kern, um den sich unsere Zukunft kristallisieren muß, sondern auch, rein äußerlich, eine Form, in der das Geschehen kann, schaffen. Mögen sie diese hohe Aufgabe rechtzeitig erkennen und sich ihrer würdig erweisen!

## Ernst Haeckel.

Von Dr. Richard Rahner, Gaggenuau.

### II.

Erstmals zusammenfassend hat Haeckel die aus seinen zahlreichen großen Monographien, Werken und Abhandlungen sozusagen organisch herausgewachsene monistische Weltanschauung in den „Welträtseln“ (1899 erschienen) behandelt. Jenes Buch, das in noch nicht einmal 18 Jahren mit über 200 000 Exemplaren in Deutschland verbreitet war und eine Uebersetzung in fast alle lebenden Sprachen erfahren hat. Viel verehrt und viel angegriffen. Angegriffen besonders deshalb, weil von vielen aus den Welträtseln allein ein System herausgezogen wurde, stark und unbiegsam, das Haeckelsche Dogma, haeckelscher als Haeckel selbst, genau wie auch Darwins Selektionstheorie in unglaublicher Weise als die unfehlbare Glaubenslehre Darwins gepredigt wurde, während sie für ihn lediglich die für seine Zeit fahbarste Lösung der kausalen Entwicklungslehre war. So wie Darwin in zahlreichen Briefen an Lyell, Asa Gray, Hoober, Weismann und Haeckel immer wieder betonte, seine Hauptleistung, auf welche er stolz sei, sei für ihn das Bewußtsein, daß es von nun an statt Konstantz heiße: Entwicklung der Arten unter Ablehnung irgendwelcher metaphysischer Gesetze, so hob auch Haeckel von vornherein immer hervor (schon in der generellen Morphologie 1866), daß Entwicklung die notwendige Folge natürlicher Ursachen ist. Das war sein Grundgedanke, den er von den verschiedensten Seiten aus, tiefer und mehr in exkuso als es Darwin konnte, behauptete und bewies, den er in seinen zahlreichen Briefen und Tagebüchern, die erst nach der Veröffentlichung harren, immer und immer wieder behandelte. Wer Haeckel nach den Welträtseln beurteilen will, muß vor allen Dingen seine großen grundlegenden Werke und ihn selbst gekannt haben, oder mindestens wissen, was er in denselben wollte. Wer die Geschichte des Entwicklungsgedankens genau kennt, der weiß, daß noch vor Darwin und Haeckel auch in wissenschaftlichen Kreisen die Auffassung von einer übernatürlichen Schöpfung, wenigstens von Urformen der einzelnen Tier- und Pflanzenklassen, fast allgemein verbreitet war, und daß man es ganz ablehnte, von einer Klasse habe eine Entwicklung von Repräsentanten einer höheren Klasse (z. B. Vogel aus dem Reptil) stattfinden können, ganz zu schweigen davon, auch den Menschen aus der Primatenreihe entstehen zu lassen.

Diese Lösung der Menschwerdung in naturwissenschaftlichem Sinne war für damals tatsächlich die Lösung eines Welträtsels, zunächst wohl das wichtigste. Und diesen Gedanken wollte Haedel 1899 der großen Welt mitteilen und bereiten. Auf dieser Grundlage mußte dann aber auch die ganze Anthropologie, Biologie, Psychologie und Soziologie anders gewertet werden, anstatt der übernatürlichen oder übernatürlichen und menschenähnlichen zu abstrakten Wesenheiten verfeinerten Ursachen, die man als Wirklichkeiten auffaßte<sup>1)</sup>, mußte jetzt die Natur im weitesten Sinne treten. Dieser zweite Gedanke in Verbindung mit der natürlichen Menschwerdung bedeutete, und dies mit Recht, Haedel eine Lösung der Welträtsel gegenüber der herrschenden Weltanschauung. Es ist aber Haedel gar nicht eingefallen, diesem mächtigen, das ganze Denken revolutionierenden Gedanken gegenüber die Lehre über die eine Transmutabilität bedingenden Faktoren als Hauptsache in Form eines Dogmas hinzustellen, so wenig er verlangte, daß die Psychologie nun auf seiner Theorie der Atomseelen aufgebaut werden mußte. Nicht die spezielleren Unterfragen sind die Hauptsache, sondern die Frage „Schöpfung“ oder „Entwicklung“, und wenn letztere anzunehmen ist, daß dann Psychologie, Soziologie usw. unter ganz anderen Gesichtspunkten als bisher aufgebaut werden müssen. Diese aus der Entwicklungslehre herausgewachsenen Grundlehren hatte Haedel 1899 in gemeinverständlicher Weise zusammengestellt, sich dabei aber erlaubt, wie es jeder andere auch tun würde, seine persönliche Ansicht auch für die kausale Erklärungstheorie mitzuteilen; und als das Manuskript fertig war, kam er auf den Gedanken, dem Buche den Namen „Die Welträtsel“ zu geben. Ein Mann von der Bedeutung Schaaffhausen schrieb ein Jahr nach dem Erscheinen von Haedels genereller Morphologie im Archiv für Anthropologie (2 Bände, 1887, Seite 331) „den wahren Ursprung des Menschen erkannt zu haben, ist für alle menschlichen Anschauungen eine so folgenreiche Entdeckung, daß eine künftige Zeit dieses Ergebnis der Forschung vielleicht für das größte halten wird, welches dem menschlichen Geiste zu finden beschieden war. In diesem Sinne wollen auch die Welträtsel gewürdigt werden. Auch der nicht materialistisch denkende Psychologe, und diese sind zahlreich, weil eben auf dem strengen Materialismus heute eine Psychologie nicht verstanden werden kann, kann eine für sich im dualistischen Sinne existierende geistige Entität nicht anerkennen. Diese Erkenntnis aber hängt auf das innigste zusammen mit der von Haedel begründeten Genetik, dem biogenetischen Grundgesetz usw. Statt die Welträtsel so aufzufassen, wie sie aufgefaßt gehören und wie Haedel es nicht anders wollte, hat man über dem Grundgedanken hinweg die persönlichen Ansichten zum Dogma erhoben und dann — natürlich ohne große Schwierigkeiten — dieses Dogma bekämpft, man hat sich auf das Wort „Welträtsel“ hingesetzt, als ob Haedel damit hätte sagen wollen, daß jetzt die letzten Fragen über den Ursprung des Seins gelöst wären. Unser Altmeister schrieb aber, von sich aus ganz selbstverständlich, am 29. September 1908 in das Vorwort einer herauszugebenden Taschenausgabe der Welträtsel (bei Alfred Kröner, Leipzig): „Möge auch diese neue Taschenausgabe dazu dienen, das Licht der Aufklärung in immer weitere Kreise zu tragen und viele denkende Leser anregen, sich selbsttätig an der Lösung der großen „Welträtsel“ zu beteiligen.“

Wie sehr Haedel sich bewußt war, daß der Entwicklungsgedanke zwar gesiegt hat, daß aber alle wissenschaftlichen Zweige immer mehr noch mit ihm befruchtet werden müssen, geht aus der Aufgabe hervor, die er selbst im Alter von 75 Jahren sich gestellt, deren weitere Lösungen er aber seinen Freunden und der Wissenschaft hinterlassen hat. Im Jahre 1908 übergab Ernst Haedel der Universität Jena zu ihrem 350jährigen Bestehen das von ihm unter großem Geldeaufwand erbaute und mit seinen kostbaren Sammlungen ausgestattete erste „Museum für Entwicklungslehre“, welches den Namen „Phyletisches Museum“ führt und dessen Aufgabe durch die zwei, auf der vorderen Fassade angebrachten Schlagworte „Ontogenie“ und „Phylogenie“ schon äußerlich gekennzeichnet ist. Es dient der Veranschaulichung der wichtigsten Stufen, welche die Phylogenie (Stammesgeschichte) in der Entstehung der Wirbeltiere und des Menschen aus dem Wirbeltierstamme unterscheidet, und zeigt ganz besonders die engen Beziehungen zwischen Ontogenie und Phylogenie. Dieses phyletische Museum wurde nach Haedels Rücktritt von der Universität von Prof. Plate, dem jetzigen Direktor, weiter vervollständigt und in übersichtlicher Weise ausgebaut. So wichtig für Haedel in seinem langen Leben die Genetik in der organischen Stammesgeschichte war, bis sie in diesem Museum uns schließlich in Schaubildern vor die Augen treten konnte, nimmermehr fühlte er, je mehr er wünschte, daß der durch die Entwicklungslehre begründete Monismus zur monistischen Welt- und Lebensanschauung ausgebaut werden muß, daß das ganze Gebiet der Genetik darzustellen ist, daß Chemie und Physik, Kosmologie und Biologie, daß die ganze Geschichte der Wissenschaften, einschließlich Psychologie und Soziologie unter dem gewaltigen Gesichtspunkte des modernen Entwicklungsgedankens darzustellen sind. Um die-

<sup>1)</sup> Eine solche „Metaphysik“ bekämpfte Haedel mit Recht und für eine solche Naturanschauung sollte auch das Wort „Metaphysik“ heute angewandt werden. Wenn man aber jeden gedanklichen Ausbau der empirisch nicht mehr fassbaren Naturvorgänge mit Metaphysik bezeichnet, dann war es ein großer Metaphysiker, ohne eine solche Metaphysik werden wir nie auskommen.

jen Gedanken verwirklichen zu können, wurde am 1. August 1918 von Haedel und seinen Freunden in Jena das „Ernst Haedel-Museum“ gegründet, welches in der Villa Medusa eingerichtet wurde; dieses Museum, welches mit dem phyletischen Museum oft verwechselt wird, aber nichts mit ihm zu tun hat, enthält neben Haedels Arbeitsräumen dessen kostbare Bibliothek, insofern das 1908 gegründete Haedel-Archiv (bisher in der Universitätsbibliothek untergebracht) wieder in die Villa Medusa mit den kostbaren Büchern und Manuskripten zurückwandert, um dort mit den unermesslichen Schätzen von Briefen, Tagebüchern, Aquarellen, Kunstgegenständen usw. einen Ort der Verehrung und eine Zentralfstelle für die monistische Weltanschauung zu bilden. Und dieses „Ernst Haedel-Museum“ soll ausgebaut werden zu einem „Institut für allgemeine Entwicklungslehre“, dessen Vorstand Herr Professor Dr. H. Schmidt ist. (S. meinen Aufsatz: Ernst Haedel zum 85. Geburtstag in der Pyramide Nr. 7 vom 16. Febr. 1919.) Seine Hauptaufgabe soll sein, „die nicht nur unermessliche Fruchtbarkeit des Entwicklungsgedankens in allen einzelnen Gebieten der Wissenschaft und seine Unentbehrlichkeit für die Weltanschauung darzutun, sondern auch die Richtungslinien der Entwicklung festzustellen und den Menschen darauf hinzuweisen, daß ihm Wissenschaft und Kunst in allen Gebieten seiner Lebensführung die Mittel in die Hand geben, die Entwicklung von sich aus zu bestimmen“. (E. Haedel in der „Jenaischen Zeitung“ vom 21. Juli 1918, Nr. 169.) In seiner „Geschichte der Entwicklungslehre“ von Prof. Dr. H. Schmidt-Jena, eine wissenschaftliche Leistung allerersten Ranges, wird es erstmals unternommen, wie Haedel selbst gesagt hat, die Geschichte der Wissenschaften unter dem gewaltigen Gesichtspunkte des Entwicklungsgedankens darzustellen. Die Aufgabe jetzt ist es aber, daß die einzelnen Gebiete der Wissenschaft in monographischer Weise genetisch erschöpfend ausgearbeitet werden (für die Psychologie ist eine derartige Darstellung von größter Wichtigkeit). In den letzten Briefen, die ich noch von Haedel erhielt, steht neben den stets wiederkehrenden Todesahnungen als heftigste Sehnsucht immer wieder der Wunsch, daß wir nach der Gewinnung der genetischen Einzelforschungen als höchstes Ziel deren philosophische Synthese vornehmen müssen und daß die Entwicklungstheorie zu einer aktivistischen Entwicklungsethik ausgebaut werden muß.

Dieses letztere Problem war die ständige Unterhaltung mit ihm in den Augusttagen des vorigen Jahres, an dessen Lösung in absehbarer Zeit glaubte er, der selbst stündlich auf den Tod wartete, mit einer freudigen Ruhe, als ob es gälte, sich zu einem ruhigen Schlaf hinzulegen und nach dem Erwachen auch diese Probleme gelöst zu finden, wie er wußte, daß die Grundsteine, welche er für eine neue Weltanschauung in seinem arbeitsreichen Leben gelegt hat, ebenso fest und zuverlässig sind, als das Wort, das ihm seine vertrauten Freunde gegeben haben, in seinem Sinne weiterzuwirken und dort die Arbeit weiterzuführen, wo er aufhören mußte, weil es für ihn mittlerweile Abend geworden war und die Nacht bereits ihre dunklen Schatten warf. Bis zum letzten Atemzuge in der Nacht vom 8. August war sein höchstes Streben und sein höchstes Glück: Erkenntnis in und durch die Wissenschaft, bis zum letzten Atemzuge schloß er, wenn es manchmal nicht mehr wollte, neue Kraft in der Erinnerung an diejenigen, welchen er selbst viel zu verdanken hatte, ein Blick auf das Bild seines treu verehrten, früheren Lehrers Johannes Müller richtete ihn förmlich auf, und an seinem Glauben, daß er in seinen Freunden weiterlebt, Haedels Freunde werden dafür sorgen, daß das „Ernst Haedel-Museum“ als ein „Institut für allgemeine Entwicklungslehre“ in Jena die Zentralfstelle für den Monismus werden wird, welche in Verbindung mit dem „Deutschen Montistenbunde“ sich die Aufgabe stellt, dafür zu sorgen, daß die beständig fortschreitende Wissenschaft zur Grundlage der Weltanschauung und zur Führerin des Lebens erhoben wird.

Wir aber alle, die wir erkannt haben, daß sein Lebenswert die Richtlinien für die moderne Kulturentwicklung gab, und daß deren weitere Entwicklung in der Fortsetzung dieser Richtlinien liegen muß, sofern man uns richtig verstehen will, werden in Ernst Haedel den Kulturfaktor verehren, dessen Bedeutung die spätere Zeit immer mehr noch erkennen wird. Mit Stolz lesen wir die Worte im „Corriere della Sera“, die diesem „großen Manne“ eine führende Zeitung des uns noch vor kurzem feindlichen Auslandes in ihrem Nekrologe widmete: Haedels Tod bedeute für Deutschland Nationaltrauer. Daß nicht brutale Gewalt, sondern Geisteskraft und Geistesstärke in der Welt den Fortschritt und den Sieg bedeuten, haben wir am Leben unseres Meisters kennen lernen. Möchte er doch gerade in dieser Hinsicht recht vielen ein Vorbild werden.

„... Nicht die breiten Schultern, nicht  
Die breiten Rücken schreiten hin auf sicherer Bahn;  
Die Klugen nur erringen überall den Sieg.“

<sup>2)</sup> Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1918.

<sup>3)</sup> Für die Politik hat eben erst v. Makay in Völkerrührer und -Berührer gezeigt, daß nicht die fertige politische Menschenbildung, sondern die Auffindung der Entstehungsgesetze dieser Menschen die politischen Probleme lösen können.